



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Volksbibliotheken und Lesehallen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bedeutung wie keiner sonst verkörperte, den vornehmsten Rang erhalten zu wollen unter den patriotischen Erziehungsmitteln für die preussische Jugend auch im zwanzigsten Jahrhundert, für die Königsöhne wie für die Bürgeröhne.

(Fortsetzung folgt)



Volksbibliotheken und Lesehallen



Der bekannte eifrige Agitator für die Verbreitung von Volksbildung, Ernst Schulze (siehe den 4. Band des Jahrgangs 1900 der Grenzboten, S. 104), hat das Ergebnis seiner langjährigen Studien über seinen Gegenstand in einem hübschen, mit vielen Illustrationen versehenen Bande niedergelegt: Freie öffentliche Bibliotheken. Volksbibliotheken und Lesehallen (Stettin, Dannenberg u. Comp., 1900). Freie öffentliche Bibliotheken ist die in den angelsächsischen Ländern übliche Bezeichnung für die mit Lesehallen verbundenen Volksbibliotheken. In diesen Ländern pflegt die Zeitschriftenlesehalle das erste zu sein und die Bibliothek nachzufolgen, bei uns ist es bekanntlich umgekehrt.

In einer langen Einleitung beweist der Verfasser, daß eine Erhöhung der Volksbildung notwendig und nützlich sei. Die Frage nach dem Werte und den Wirkungen des Bücherwissens und Zeitungslesens ist so unzähligemal und so gründlich erörtert worden, daß es keinen Gebildeten giebt, der die Für und die Wider nicht am Schnürchen hätte, sodaß es überflüssig erscheint, Schulzes Ausführungen zu rekapitulieren. Wir wollen nur ein paar Gründe für die Errichtung von Volksbibliotheken anführen, die wir nicht erst aus Schulze gelernt haben, und die auch der Anhänger der Stiehl'schen Regulative gelten lassen muß. Daß bei den untern Ständen vielfach ein starker Lesehunger erwacht ist, steht fest. Nun wird dieser größtenteils durch Kolportageromane der scheußlichsten und verderblichsten Art befriedigt und durch Tagesblätter, die entweder bloß auf Sensation spekulieren oder Parteiblätter von irreführender Einseitigkeit sind. Gelesen wird also allgemein und bei dem heutigen Mangel an vernünftigen Veranstaltungen meist Schlechtes oder wenigstens Wertloses. Da ist es denn doch besser, es wird dem Volke wenigstens die Gelegenheit geboten, Gutes zu genießen. Dann: wie Schulze erzählt, hat ein Beobachter in einer öffentlichen Bibliothek den Eindruck gewonnen, daß viele der Lesenden Arbeitlose seien. Und es ist ja auch von vornherein anzunehmen, daß die vielen Arbeitlosen, die es jederzeit in jeder Großstadt giebt, in Folge einer wirtschaftlichen Depression oder wegen eines Ausstands, einen

Teil ihrer Zeit in den Museen und Lesehallen zubringen, wenn auch nur zum Zeitvertreib oder — im Winter — um sich zu erwärmen. Nun ist eine Bibliothek jedenfalls ein vorteilhafterer Aufenthalt für junge Menschen als eine Penne oder Klappe, und für einzelne mag eine unfreiwillige Feierzeit, die sie größtenteils auf ein Lesen verwenden, das durch Umfang und Dauer zum Studium wird, die Grundlage für das spätere Lebensglück abgeben. Das gilt natürlich nur für die Talentvollen und Strebsamen, aber solche giebt es doch überall, und darunter so manches Genie. Bringt die Bibliothek an jedem Ort in jeder Generation auch nur ein Talent zur Entfaltung, so hat sie schon dadurch ihren Zweck erfüllt und der Gesamtheit genützt; die Natur verschwendet ja Millionen Samen, um nur einem einzigen Individuum das Dasein zu sichern. Schulze erinnert an den großen Carnegie, der eine freie Bibliothek für das beste Geschenk erklärt, das man einem Gemeinwesen machen könne, und der aus seiner Jugendzeit, wo er Arbeitsbursche war, erzählt, ein Oberst Anderson habe den armen Burschen des Orts seine kleine Bibliothek von vierhundert Bänden geöffnet und ihnen jeden Sonnabend Bücher ausgegeben. Mit unaussprechlicher Sehnsucht hätten sie jede Woche den Sonnabend herbeigewünscht, und er fühle sich dem edeln Manne zeitlebens verpflichtet. Damals habe er sich gelobt, wenn er jemals zu Reichtum gelange, öffentliche Bibliotheken zu stiften. Übrigens bleibt denen, die sich zu dem Geiste des preussischen Staats bekennen, dem Geiste, der zwischen 1806 und 1813 das neue Preußen geschaffen und damit das neue Reich vorbereitet hat, keine Wahl: dieser Geist ist nun einmal dem von Stiehls Regulativen entgegengesetzt. Schulze zitiert aus Fichtes Reden an die deutsche Nation die berühmte Stelle, die mit den Worten schließt: „Es bleibt uns sonach nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, sodas diese nicht Bildung eines besondern Standes, sondern das sie Bildung der Nation schlechthin als solcher und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder werde.“ Nun weiß aber jedermann, das die Volksschule noch nicht die Bildung mitteilt, sondern nur den Zugang zu ihr öffnet, und das sie selbst erst später durch Lesen erworben wird. Das höhere Geistesbildung die Lust und die Fähigkeit zu körperlicher Arbeit raube, bestreitet Schulze mit Recht. Er meint ganz richtig, die Scheu vor einem nützlichen Gebrauch der eignen Hände und Arme, die manche Kreise beherrscht, komme nicht von der Bildung, sondern von der Mode, und er hätte noch anführen können, das in dieser Beziehung ein Umschwung eingetreten ist, seitdem sich die Söhne der höhern Stände in großer Zahl den technischen Fächern widmen und nach bestandner Abiturientenprüfung schlossern oder in einer Grube arbeiten. In dieser Beziehung muß man es als einen Segen betrachten, das die ausschließliche Herrschaft des Humanismus gebrochen ist; in den heute maßgebenden Kreisen entscheiden die mehr oder weniger „soignierten“ Hände nicht mehr über die Gesellschaftsfähigkeit. Allerdings giebt es auch Gegenströmungen, die aber nicht aus der humanistischen, auch nicht aus der höfisch-aristokratischen, sondern aus der plutokratischen Ecke

kommen. Wenn der Luxus immer verrücktere Formen annimmt, meint Schulze, dann kann es wohl kommen, daß sich auch im Volke der Wunsch regt, jede körperliche Arbeit zu meiden, und daß ein bloß noch der Verdauungsthätigkeit — und Schaulust, wollen wir doch hinzufügen — gewidmetes Schlacaffenleben als Ideal erstrebt wird. Eines allerdings, was Schulze unerwähnt läßt, darf nicht übersehen werden: zu gewissen sehr widerwärtigen und schmutzigen Arbeiten versteht sich der gebildete Mann nicht leicht, und Arbeitsbedingungen, die des freien Mannes unwürdig sind, läßt er sich nicht gefallen; das ist der Punkt, wo sich die Fichtische Staatsidee in einen Widerspruch mit der Wirklichkeit verwickelt, der bis heute noch nicht gelöst ist, auch nicht theoretisch, wenn man nicht den Sozialismus als Lösung gelten lassen will.

Das klassische Land der öffentlichen Bibliotheken sind die Vereinigten Staaten. Schon Franklin hat 1732 in Philadelphia eine Bibliothekgesellschaft gegründet. Aber die Nichtmitglieder der Gesellschaft mußten eine kleine Leihgebühr zahlen, und die großartige Wirksamkeit der neuen Volksbibliotheken beruht gerade darauf, daß die Benutzung umsonst ist. Zur Zeit zählen die freien öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten über 31 Millionen Bände, von denen 16½ Millionen auf die nordöstlichen Staaten kommen, und unter diesen wiederum steht Massachusetts mit 5½ Millionen voran, ein Ländchen, das ein klein wenig größer als Württemberg ist und nur ein paar tausend Einwohner mehr hat als dieses. Es ist noch nicht sehr lange her, daß das Bibliothekwesen einen so großartigen Aufschwung genommen hat. Im Jahre 1847 machte der Bürgermeister von Boston den Vorschlag, eine freie öffentliche Bibliothek auf Gemeindefkosten zu gründen und die Genehmigung des Staats dazu nachzusuchen. Dergleichen Ausgaben dürfen nämlich in Nordamerika wie in England nicht aus den ordentlichen Kommunaleinnahmen bestritten, sondern müssen durch eine besondere Steuer aufgebracht werden, zu der die Genehmigung der Staatsregierung erforderlich ist. Die Genehmigung wurde erteilt, und obwohl Schenkungen den Steuerzahlern zu Hilfe kamen, wurde doch die Steuer fortwährend erhöht, sodaß Boston, eine Stadt von 500 000 Einwohnern, heute über eine Million Mark jährlich für seine Volksbibliothek ausgiebt. Die Hauptbibliothek besteht aus einer wissenschaftlichen Abteilung mit einem Leseaal mit 275 Sitzplätzen, die nach einem ihrer Wohlthäter Bates Hall genannt wird, und einer populären Abteilung, der Lower Hall. Dazu kommen Leseäle, in denen 300 Zeitungen und 630 Zeitschriften aus allen Teilen der Welt aufliegen und 589 Zeitschriften, die man auf Verlangen erhält. Mit der Vergrößerung der Bibliothek, die nach der letzten Angabe 700 000 Bände enthielt (die Königliche Bibliothek in Berlin hatte vor 10 Jahren 1 100 000 Bände), ist auch die Benutzungszeit stetig gewachsen; im Jahre 1890 waren die Bates Hall 4000, die Lower Hall 4200 und die Leseäle 4400 Stunden geöffnet, also 10 bis 13 Stunden täglich. Etwa 170 000 Bände stehen nicht in dem neuen monumentalen Hauptgebäude, sondern in zehn über die Stadt verstreuten Zweigbibliotheken, neben denen noch eine

Anzahl von Ausgabestellen eingerichtet ist, sodaß die ganze Stadt mit einem Netzwerk von Lesegelegheiten überzogen ist. Den Dienst versehen 269 Beamte, von denen 208 auf die Zentralbibliothek, 61 auf die Zweigbibliotheken kommen. In der ersten sind an den Wochentagen den Tag über 151 beschäftigt, während die übrigen 57 ihre Amtszeit des Abends und an den Sonntagen haben. 17 von den 208 arbeiten in der Buchbinderei, die Zahl der in den Nebenausgabestellen Beschäftigten ist nicht angegeben. Schulze legt dar, daß erst diese große Zahl von Beamten die Bibliothek ertragreich für die Volksbildung macht. Dreißig bis vierzig Personen seien allein dazu nötig, eine so große Bibliothek in Ordnung zu halten. Nun gebe es ja allerdings in Europa Bibliotheken von der Größe der Bostoner, die alles in allem nicht mehr Beamten hätten, aber das seien denn auch bloße Büchergräber, keine Volksbildungsmittel. „Die paar tausend Bücher, die dann jährlich ausgegeben werden, stellen doch nur eine sehr kümmerliche Abschlagszahlung vor im Vergleich zu den großen Schätzen, die in der Bibliothek aufgehäuft sind und dort auf ihre Benutzung harren. Ich denke hier namentlich an eine große Bibliothek in einer der Hauptstädte des europäischen Kontinents, die noch vor einem halben Jahrhundert unter den großen Bibliotheken der Welt mit in der ersten Reihe stand, die aber seitdem durch Knäuferei heruntergekommen und nur noch ein Stern zehnter oder zwölfter Größe ist, und bei der von Benutzung kaum noch gesprochen werden kann.“ Die Hauptaufgabe der amerikanischen Bibliothekare ist aber, das Publikum zur fruchtbaren Benutzung des Büchererschazes anzuleiten und ihm dabei behilflich zu sein. Anschläge fordern die Besucher auf, sich mit Fragen an den diesen Dienst versehenenden Herrn zu wenden, der jederzeit bereit steht und nichts anderes zu thun hat. „Wenn der Arbeiter in dem großen, über eine Million Zettel enthaltenden Zettelkatalog ein Buch über einen bestimmten Zweig des Kunstgewerbes sucht, so zeigt er ihm, wie man rasch ermitteln kann, ob es vorhanden ist oder nicht. Er ist der jungen Dame behilflich, die unter den 50 000 frei zugänglichen Werken der Nachschlagefälle eine deutsche Litteraturgeschichte sucht. Er erteilt im Patentraum dem Techniker Rat, der sich in der Litteratur über elektrische Uhren umsehen will. Er zeigt im Leseaal der Jugendabteilung dem Knaben, wo er ein Buch über den amerikanischen Bürgerkrieg findet, er geht dem jungen Gelehrten zur Hand, der einen Aufsatz über das Verhältnis Voltaires zu Friedrich dem Großen schreiben will.“ Diesem freundlichen Entgegenkommen entspricht denn auch die reichliche Benutzung. Obwohl Boston noch eine Menge anderer Bibliotheken hat, hat die freie Volksbibliothek im Verwaltungsjahre 1898 bis 1899 an 64 973 Leser 1 245 842 Bücher verliehen. Und ähnlich ist's im ganzen Ländchen: von seinen 349 Stadt- und Landgemeinden haben nicht weniger als 342 eine freie öffentliche Bibliothek. Die sieben zurückgebliebenen Gemeinden haben zusammen nicht ganz 11 000 Seelen. In Massachusetts dürfte also das Fichtische Ideal eines durchaus und gleichmäßig gebildeten Volks so ziemlich erreicht sein. Das kleine Land hat mehr Bibliothek-

gebäude als das ganze Deutsche Reich, und die Geschenke und Vermächtnisse, die seinen Volksbibliotheken bis jetzt zu teil geworden sind, belaufen sich auf 32 Millionen Mark. Die Buchhändler machen dort glänzende Geschäfte, denn diese öffentlichen Bibliotheken kaufen jährlich für etwa 800 000 Mark Bücher. Auch Friedrich Nagel hat in seinem Werk über die Vereinigten Staaten dieser großartigen Erscheinung die gebührende Beachtung geschenkt und unter anderm hervorgehoben, daß der herrschende Zug zum praktisch Nützlichen die Schätzung des Schönen, die vorzugsweise durch Lektüre genährt werde, nicht hindere, und daß die Amerikaner ihre Dichter nicht verhungern ließen. Nicht überall steht es um das Bibliothekwesen so glänzend wie in Massachusetts, besonders in Newyork nicht, am schlechtesten natürlich in den Südstaaten, aber das Streben nach Verbreitung von Volksbildung ist überall lebendig, und die Grundsätze, nach denen die Bibliotheken verwaltet werden, sind überall dieselben wie in dem Musterstaat.

In England hat es sogar schon vor dem Jahre 1500 ein paar öffentliche Bibliotheken gegeben, aber bei dem bekannten Zustande des englischen Volksschulwesens konnte bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von allgemeiner Volksbildung keine Rede sein. Schulze erinnert daran, daß es u. a. die Grubenarbeiter gewesen sind, die für, und die Grubenbesitzer, die gegen den Schulzwang gekämpft haben, und daß sich der Londoner Gewerbeverein der Seher 1868 eine Bibliothek von 6000 Bänden angeschafft hat, die so stark benutzt wird, daß jährlich viele Bücher buchstäblich zerlesen werden. Als in Blackburn eine freie öffentliche Bibliothek gegründet werden sollte, brachten Arbeiter durch Sammlung unter sich einen Beitrag von 8000 Mark auf. Den Anstoß zu der Bewegung für Volksbibliotheken gab William Ewart, der 1849 ein Gesetz einbrachte, wonach der Bürgermeister jeder über 5000 Einwohner zählenden Stadt die Steuerpflichtigen darüber abstimmen lassen müsse, ob sie eine Bibliotheksteuer zahlen wollten; zu deren Einführung sollte eine Zweidrittelmehrheit erforderlich sein. Die Bill wurde angenommen und drei Jahre später auf Schottland und Irland ausgedehnt. Von da ab entwickelte sich das Bibliothekwesen in ähnlich großartiger Weise wie in Nordamerika und nach den dort geltenden Grundsätzen. Merkwürdig ist, daß die Bewegung in Schottland auf eine hartnäckige Opposition stieß. In Edinburgh wehrten sich die Gegner dreizehn Jahre lang mit Händen und Füßen dagegen, bis endlich Carnegie telegraphisch ein Geschenk von 50 000 Pfund anbot, das zurückzuweisen die Bürgerschaft denn doch Anstand nahm. Carnegie hat im ganzen 24 Millionen Mark für freie öffentliche Bibliotheken gespendet, davon 2 Millionen seinem Vaterlande Schottland. Vor kurzem hat er, wie die Zeitungen melden, Newyork durch sein Angebot, der Stadt 5 Millionen Dollars zu dem Bau von fünfundsiebzig Bibliothekgebäuden zu schenken, in Verlegenheit gesetzt. Er knüpft nämlich sein Anerbieten an die Bedingung, daß die Stadt die Bauplätze hergebe, die Bücher liefere und sich verpflichte, die Bibliotheken zu erhalten. Man schätzt die der Stadt zugemutete Kapitalanlage auf 22 Millionen

Dollars und fragt sich, ob damit nicht ein Geschenk von 5 Millionen zu teuer bezahlt wäre.

Schulze berichtet über den Stand des Volksbibliothekwesens in allen Ländern der Erde, die wilden nicht ausgenommen. Das Ergebnis entspricht dem, was man nach den bekannten Bildungsverhältnissen der Länder erwartet, im allgemeinen; im besondern giebt es allerdings Ausnahmen, so z. B. steht die Schweiz nicht so hoch, wie sie könnte und sollte, dagegen entsprechen die Siebenbürger Sachsen, „das gebildetste Volk der Erde,“ der Erwartung. Sonst sieht es in Österreich-Ungarn nicht zum besten aus, abgesehen von Wien, wo die Bibliotheken des Volksbildungsvereins im Jahre 1898 über eine Million Bände ausgeliehen und damit Berlin weit überflügelt haben. Daß Luegers Gemeinderat die Subvention gestrichen hat, die der Verein von der Stadt in deren liberaler Ära erhalten hatte, wird der „christlich-sozialen“ Ära nicht unter die Ruhmestitel gerechnet werden. Einer Musterbibliothek erfreut sich das Städtchen Zwittau in Mähren, nicht dank dem Genie seiner Bürgerschaft, sondern dank einem nach Amerika ausgewanderten Zwittauer, Oswald Ottendorfer. Dieser hat ein Bibliothekgebäude nach amerikanischem Muster bauen und einrichten lassen und eine junge Dame zur Verwalterin bestellt, die das Bibliothekwesen in Amerika studiert hat. Damen werden dort in der Bibliothekverwaltung, für die sie sich vorzüglich eignen, vielfach verwandt.

In unserm Vaterlande hat Großhain mit den öffentlichen Bibliotheken den Anfang gemacht, wie denn überhaupt Sachsen auch in diesem Zweige des Volksbildungswesens den ersten Rang unter den deutschen Staaten behauptet. In Berlin hat Friedrich von Raumer den ersten Anstoß gegeben, nachdem er auf einer Reise in Amerika zu seinem Erstaunen Arbeiter getroffen hatte, die mit Plutarch vertraut waren. Als den Hauptmangel des heutigen Berliner Volksbibliothekwesens bezeichnet Schulze das Fehlen einer Zentralbibliothek. Die Reichshauptstadt hat siebenundzwanzig kleine Volksbibliotheken; jedes gute Buch muß also in siebenundzwanzig Exemplaren angeschafft werden. Das wäre, wenn eine Zentralbibliothek bestünde, nicht nötig, weil manche gute Bücher nur von wenigen gelesen werden, und die Ersparnis könnte auf vervollständigung der Bibliothek verwandt werden. Diese siebenundzwanzig Bibliotheken enthalten zusammen nicht mehr als etwas über 104000 Bände, und aus dem oben gesagten kann man ungefähr berechnen, wieviel verschiedene Werke das sein mögen. Dazu ist die Benutzung auf das äußerste erschwert. „Unglaublich aber wahr,“ die meisten sind nur sechs Stunden die Woche geöffnet: Mittwoch und Sonnabend von zwölf bis zwei und Sonntags von elf bis eins; das macht 312 Stunden im Jahre, gegen 4000 bis 4600 in Boston. Mit Lesehallen sind nur zwei dieser Bibliotheken verbunden; die eine der „Hallen“ ist ein kleines elendes Zimmer in einem Hinterhause, während fast alle amerikanischen und englischen Volksbibliotheken stattliche Gebäude haben, die nur diesem Zweck dienen, für ihn entworfen und eingerichtet sind. Die Benutzung hat sich im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von 334837

auf 628198 Bände erhoben. Zu einer gründlichen Reform fehlt es am besten: am Gelde. Vor sechs Jahren hat die Gesellschaft für ethnische Kultur im Hause der Volkskaffee- und Speisehallengesellschaft auch eine Lesehalle errichtet, die vom Magistrat mit 3000 Mark jährlich subventioniert wird und im Jahre 1899 von beinahe 90000 Personen benutzt worden ist. Der Magistrat hat dann zwei weitere solche Hallen errichtet, denen im Laufe der nächsten Jahre noch acht folgen sollen. Nach einer Reihe von Jahren werden für Volksbibliotheken die Zinsen eines Vermächtnisses des Professors F. A. Leo zur Verfügung stehen.

Über das deutsche Vaterland im allgemeinen nach Schulze zu berichten, wäre überflüssig, da sich ja jeder Leser nur an seinem Wohnort umzusehen braucht, um sich zu überzeugen, daß nichts oder so gut wie nichts da ist; jedenfalls nichts, was den amerikanischen Mustern entspräche. Nur ein nicht sehr erfreuliches Kuriosum wollen wir hervorheben. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte die Pariser Ligue de l'enseignement (sollte es nicht heißen de l'enseignement populaire?) das Elsaß mit einem Netz von — natürlich französischen — Volksbibliotheken überzogen; diese sind nach 1870 eingegangen und nicht durch deutsche ersetzt worden, sodaß das Reichsland heute ärmer an solchen Volksbildungsmitteln ist als irgend ein andres deutsches Land. Fabrikbibliotheken sind in Deutschland nicht ganz selten, und manche Großindustriellen haben in dieser Beziehung viel gethan. Die von Krupp in Essen ist nach Schulzes Urteil die beste freie öffentliche Bibliothek, die wir in ganz Deutschland haben. Sie enthält über 16000 Bände und wird von einem Fachmann, Herrn Dr. Ladewig, verwaltet, dem zwanzig Helfer zur Seite stehen. Die Stadtbibliotheken rechnet Schulze nicht zu den Volksbildungsanstalten; sie seien weit davon entfernt, freie öffentliche Bibliotheken zu sein. Ihren ursprünglichen Zweck habe man vollständig aus den Augen verloren. Anstatt die Schätze der Litteratur jedermann zugänglich zu machen und dementsprechend Bücherbestand und Benutzungsbedingungen immer mit den Bedürfnissen der Zeit in Einklang zu erhalten, habe man sich darauf beschränkt, zu dem vorgefundnen Bücherbestand, der hauptsächlich Theologie, Geschichte und Philologie enthielt, Bücher aus denselben Fächern hinzuzukaufen und die Bibliothek einigen Gelehrten zu öffnen. Als dann der Staat die Ausgaben für seine Bibliotheken erhöhte, hätten auch die Stadtverwaltungen mehr auf ihre Bibliotheken verwandt und versucht, mit den Universitäts- und Landesbibliotheken zu konkurrieren. Damit hätten sie Fiasco gemacht, sowohl im Bücherreichtum wie in der Einheitlichkeit des Anschaffungsplans, und in der Benutzungszeit blieben die städtischen weit hinter den Staatsbibliotheken zurück. So kosteten sie den Städten Unsummen, die weit zweckmäßiger für wirkliche freie öffentliche Bibliotheken verwandt werden könnten. Zwei Städte seien von dieser Kritik auszunehmen, weil sie weder eine Universitäts- noch eine Landesbibliothek hätten und doch, als große Städte, eine große gelehrte Bibliothek brauchten: Hamburg und Frankfurt a. M., womit nicht gesagt sein

solle, daß ihre Einrichtungen über jeden Tadel erhaben wären, aber welchen Zweck z. B. die Stadtbibliothek von Breslau hätte, das vermöge er nicht zu ergründen.

Dem letzten Abschnitt seines Buches, der von der Einrichtung und Verwaltung der Bibliotheken handelt, stellt der Verfasser drei schöne Motti voran: The best reading, for the largest number, at the least cost (Wahlspruch der American Library Association). Der Bibliothekar ist die Hauptsache bei einer Bibliothek, mit ihm steht und fällt sie. (Nörrenberg, eine Autorität in der Bibliothekwissenschaft.) Das Gängelband gehört nicht in deinen Umgang mit Männern, und wenn du ihnen gegenüber ein Riese an Kenntnissen wärest (F. A. Lange). Das Technische werden ja wohl alle, die sich von Amtes wegen oder freiwillig mit Bibliotheken befassen, in Schulzes Buche studieren. Hier wollen wir nur ein paar seiner Bemerkungen zusammenstellen, die die drei Wahlsprüche zu beleuchten bestimmt sind. Der erste bedarf keiner Rechtfertigung, sondern nur einer Anweisung, wie er ausgeführt werden soll. Um jeder Bibliothek zum besten Lesestoff zu verhelfen, wäre ein Musterkatalog erforderlich. Einen solchen giebt es leider in Deutschland noch nicht und wird es wohl auch so bald nicht geben, weil wir Deutschen nicht allein reicher an Schriftwerken, sondern auch reicher an auseinanderstrebenden geistigen Richtungen sind als irgend ein andres Volk. Dazu sind denn doch auch die Verhältnisse, auf die man bei der Zusammenstellung der Bibliothek Rücksicht zu nehmen hat, sehr verschieden in Stadt und Land, in großen und kleinen Städten, in Agrar- und Industriebezirken. Für ländliche Bibliotheken hat Wilhelm Bube einen Katalog von neunhundert Nummern angefertigt, den Schulze als brauchbar bezeichnet. Nur tadelt dieser, daß Bube einige gegen die Sozialdemokratie gerichtete Schriften politischen Charakters aufgenommen habe; Volksbildungsanstalten müßten jeden Versuch politischer Beeinflussung grundsätzlich ausschließen. Ausschließen solle man auch Schriften, die eine aufdringliche religiöse Tendenz verraten, nicht aber Belletristik und Jugendschriften. Gute Belletristik sei sehr nützlich, zunächst ein Labsal für den in der Berufsarbeit Abgerackerten, das dem Volke zu mißgönnen geradezu grausam sein würde, dann doch auch voll Belehrung und heilsamer Anregung, und endlich für den gemeinen Mann die Vorstufe zu wirklichen Studien. Der geistig wenig Geschulte und im Lesen Ungeübte müsse sich erst an unterhaltenden Büchern herauflesen, ehe er Fachwissenschaft verdauen könne. Und wenn die schreckliche Nataly von Eschstruth die gelesenste Novellistin sei, so sei eben der Bibliothekar daran schuld.

Genauer gesagt, daß es in Deutschland geschulte Bibliothekare, die die Leser beraten könnten und wollten und Zeit dazu hätten, gar noch nicht giebt. Eine andre Autorität im Bibliothekfach, R. Zannasch, schreibt: „Es genügt nicht, einen Bibliothekar anzustellen, der an einigen Wochenabenden mechanisch Bücher ausgiebt, sondern es müssen sehr vielseitig gebildete und erfahrene

Männer angestellt werden. Der Bibliothekar hat die individuellen Wünsche und Neigungen der Leser zu prüfen, ihnen entweder entgegenzukommen oder sie auf andre Gebiete hinüberzuleiten; er hat zur Anschaffung die Bücher vorzuschlagen, die für die sozialen Verhältnisse des Orts am besten passen; er bedarf also einer gründlichen Kenntnis der Litteratur und des praktischen Lebens. Nur unter der Leitung solcher Männer werden die Bibliotheken geistige Kammern für das Volk.“ Auf dem Dorfe, fährt Schulze fort, sei freilich der Lehrer der geborne Bibliothekar. In größern Städten aber müsse man akademisch gebildete und womöglich für das Bibliothekfach vorgebildete Männer anstellen. Dieses Fach sei heute schon eine umfangreiche Wissenschaft, die man sich nicht nebenbei aneignen könne. In Amerika, wo die Berufsstände nicht scharf geschieden sind wie bei uns, wo man heute Seifensieder, morgen Prediger und übermorgen Arzt sein kann und von Berechtigungen wenig weiß, werde gerade für die Bibliothekverwaltung eine besondere Vorbildung verlangt, und in die leitenden Stellungen würden nur Fachleute berufen.

Sehr lebhaft polemisiert Schulze gegen alle Bevormundungsversuche. Das widerspricht eigentlich seiner Zeichnung des idealen Bibliothekars, der ja die unerfahrenen und namentlich die jungen Leser zum besten hinleiten soll. Aber er meint eben nur eine bestimmte Bevormundung: die zu dem Zweck, kirchliche und politisch konservative Gesinnung zu züchten. Allerdings verwirft er auch die entgegengesetzte Tendenz, und er führt zwei Fälle an zum Beweise dafür, daß jede politische Tendenz nicht nur ihr eigentliches Ziel verfehle, sondern bei dem heutigen mißtrauischen Unabhängigkeitsfinn der Arbeiter das ganze Unternehmen gefährde. Als der dänische Adel versucht habe, zwei der trefflichen Volkshochschulen, die die ländliche Bevölkerung des kleinen Staats auf eine Bildungsstufe gehoben haben, die der der siebenbürgischen Sachsen nahe kommt, in den Dienst seiner Partei zu ziehen, da seien sie sofort verödet. Ganz ebenso sei es aber auch der sozialdemokratischen Arbeiterbildungsschule in Berlin ergangen; anfangs habe sie starken Zulauf gehabt; aber als die Arbeiter merkten, daß ihnen hier nicht objektive Wissenschaft, sondern für den Parteizweck präpariertes Wissen dargeboten werde, seien sie weggeblieben. Sollte das wirklich der Grund gewesen sein? Das wäre ja sehr erfreulich; es könnte aber auch sein, daß die Berliner Arbeiter überhaupt keine Lust hätten, sich nach des Tages Last und Hitze noch mit Wissenschaft zu plagen, sondern die Aneipe und den Ringeltangel vorzögen. Schulze will also, daß man bei der Auswahl von Büchern und Zeitungen ganz allein den litterarischen Wert entscheiden lasse, wobei allerdings zwei verschiedene Maßstäbe anzuwenden seien, da der litterarische Wert der Zeitungen im allgemeinen sehr gering sei. Fehlen, meint er, dürfen sie nicht, weil sie zuerst den Appetit zum Lesen wecken, aber Parteirücksichten dürfen bei ihrer Auswahl nicht entscheiden. Im Gegenteil wirken gut ausgestattete Lesehallen gerade dadurch heilsam, daß sie Blätter aller Richtungen darbieten. „Wohin sollen wir kommen, wenn keine Partei mehr die Gründe der andern hören will? Und wer hat Lust und Geld, mehr

als eine Zeitung zu halten? Wo anders als in einer öffentlichen Lesehalle findet der gemeine Mann Zeitungen aller Richtungen beisammen?" Die Vornehmern finden sie schon im teuern Café oder in ihrem Klub, wo sie allerdings nicht besonders viel zur Verständigung beitragen, weil auch da gewöhnlich jeder nur sein Leibblatt liest; doch werfen die meisten wenigstens hier und da einmal einen Blick in andre Blätter. Gerade die sozialdemokratischen Zeitungen, heißt es weiter, sollte man nicht ausschließen. Denn in eine Lesehalle, wo sie fehlen, gehe der sozialdemokratische Arbeiter nun einmal nicht, und so genieße er denn erst recht nichts andres als seine Parteikost und verbohre sich immer tiefer in seine einseitigen Anschauungen. F. Lews, der Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, hat in dem Artikel „Volksbibliotheken“ in Reins Encyclopädischem Handbuch der Pädagogik geschrieben: „Leider liegt die Sache so, daß die Sozialdemokratie viele Arbeiter überhaupt erst zum Zeitunglesen bringt. Deren orthodoxer sozialistischer Glaube ist nun um so fester, je mehr sie von jeder andern Lektüre abgesperrt sind. Für sie ist die unparteiische Lesehalle ein wahres Sanatorium. Nicht daß diese sie der Sozialdemokratie abspenstig machte, das soll sie auch gar nicht, aber sie kühlte ihren Fanatismus ab, erschließt ihnen das Verständnis für andre Richtungen und trägt so dazu bei, den politischen und sozialen Kampf seines giftigen Charakters ein wenig zu entkleiden.“

In einer Übersicht der verwandten Bestrebungen von Behörden, Kirchengemeinschaften und Vereinen, worin auch die Bibliotheken der Schiffe, Krankenhäuser und Gefängnisse erwähnt werden, kommt Schulze zu dem Ergebnisse, daß die Schul-, Fortbildungsschul-, Vereins- und Fabrikbibliotheken, sowie die Lesevereine und Lesezirkel kostspieliger seien als freie öffentliche Bibliotheken und dennoch in ihrer Gesamtheit diese nicht ersetzen könnten. Den Schluß bildet eine Statistik der deutschen Volksbibliotheken. Sie sind leider nicht numeriert; nach oberflächlicher Schätzung zählen wir zweihundert. — Hoffentlich wird das Buch wenigstens von allen Stadtbehörden beachtet, und sein Inhalt wird von ihnen beherzigt; es könnte wohl sein, daß die amerikanischen Volksbibliotheken die wirtschaftliche Überlegenheit der Vereinigten Staaten über alle europäischen Staaten noch ganz bedeutend steigerten.

